

# Tagungen Veranstaltungen

## „Wissenschaftlich- technischer Fortschritt und Braunkohlebergarbeiter“ – 7. Braunkohlen-Kolloquium in Borken (Hessen)

Zum 7. Montanhistorischen Kolloquium am 19. und 20. Mai 2006 mit dem Leitthema „Der wissenschaftlich-technische Fortschritt und Braunkohlebergarbeiter“ versammelten sich Fachleute aus der Montan-Wissenschaft und der Braunkohlen-Industrie in Borken (Hessen). Die Tagung diente einer Bestandsaufnahme der dynamischen Entwicklungen des Produktionsprozesses durch hohen Maschinenbesatz und dessen sozialen Folgen für die Arbeitnehmerschaft, nämlich die Stellung des Bergmanns als Maschinen-Arbeiter. Die vielgestaltigen Übergänge von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft und der damit verbundene zunehmende Bedeutungsverlust körperlicher Arbeit warfen zudem methodische Fragen auf nach der Bedeutung tradierter Erklärungsmuster der Sozial- bzw. Arbeitergeschichte, wenn eine heterogene Beschäftigungsstruktur bereits frühzeitig eine Konsequenz des intensiven Mechanisierungsgrades im deutschen Braunkohlentagebau war. Das Kolloquium wurde wiederum von dem Technik- und Montanhistoriker Eberhard Wächtler, Borken/Hessen, organisiert, der damit den Orientierungsrahmen absteckte, innerhalb dessen die Geschichte der Braunkohlenbergarbeiter noch geschrieben werden muss.

Den einführenden Vortrag hielt Klaus Tenfelde, Bochum, zum Thema „Braunkohlenbergarbeiter und Gewerkschaften in der Nachkriegszeit“. Er referierte am Beispiel Borken als einer kleineren Organisationseinheit über die organisatorische Entwicklung der Gewerkschaftsmacht im hessischen Braunkohlenbergbau (Untertage-Arbeit) vor allem in den beiden ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit. Bis Ende 1948 umfasste die Bezirksverwaltung Hessen 172 Grubenbetriebe, von denen 27 auf Braunkoh-

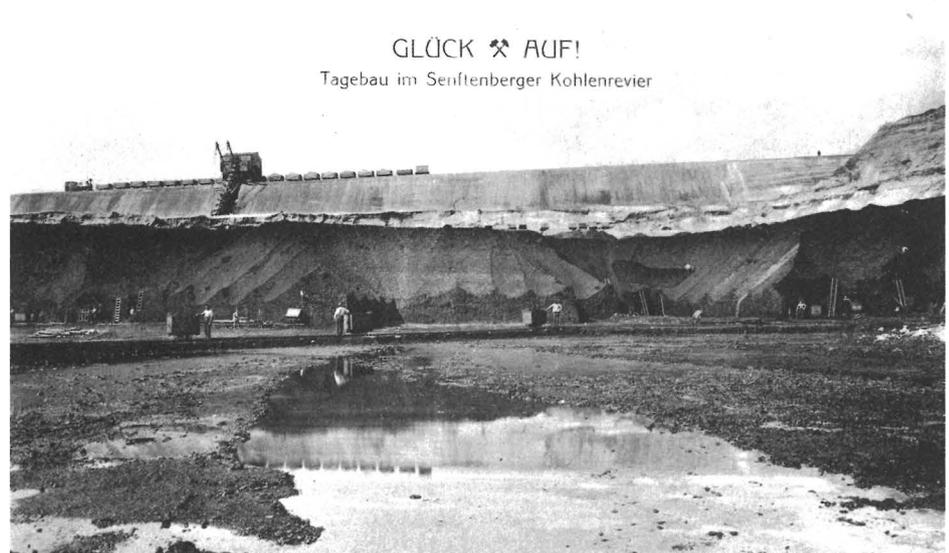
len-Unternehmen und noch 37 auf Eisenerz-Zechen entfielen, mit einer Belegschaft von 15 225 Mann. Bei den Arbeitern waren mehr als 90 % und bei den Angestellten 87 % in der Gewerkschaft organisiert. Das war, auch im Vergleich zu den mächtigen Bezirken im Ruhrgebiet, ein sehr respektables Ergebnis. Allerdings kamen Mitte 1950 von den immerhin fast 570 000 Mitgliedern dieser damals zu den größten Gewerkschaften zählenden Organisation nur 2,5 % aus Hessen. Die großflächige Verteilung der Betriebe erschwerte die gewerkschaftliche Organisationsarbeit erheblich. Im Nachkriegs-Aufschwung nahm die Zahl der Gesamtmitglieder dennoch deutlich zu, entsprechend der konjunkturellen Situation des Gesamtbergbaus. Allerdings produzierten die Betriebe weitgehend für den Absatz, so dass Absatzkrisen ohne Verzögerung auf die Beschäftigten zurückwirkten. Die Folge waren häufige Feierschichten. Derartige Probleme betrafen gerade kleinere hessische Betriebe. Erst um 1963 lässt sich ein deutlicher Rückgang der Beschäftigten feststellen, verbunden mit umfassenden innerorganisatorischen Strukturmaßnahmen der IGBE. In den Jahren 1986 bis 1989 war die Beschäftigten- und Mitgliederentwicklung irreversibel rückläufig – die Gewerkschaft befand sich im Niedergang. Festzuhalten bleibt der ungewöhnlich hohe Organisationsgrad der hessischen Braunkohlenbergarbeiter, den der Referent auf Erfahrungen mit der NS-Diktatur zurückführte.

Anna Marie Czihak, Berlin, griff diese Orientierungsdaten auf und skizzierte die Wechselbeziehungen zwischen beruflicher Erwachsenenbildung sowie Produktionsprofil und -umfang am Beispiel des Braunkohlenkombinats (BKK)

Lauchhammer. Die unterschiedlichen geologischen und technologischen Bedingungen sowie das teilweise stark veraltete Niveau der Produktionstechnik dieses 1958 durch den Zusammenschluss mehrerer Braunkohlenwerke der Niederlausitz gegründete erste Kombinat der Kohleindustrie der DDR waren repräsentativ für viele weitere Betriebe dieser Branche und wiesen vergleichbare Aufgabenstellungen und Entwicklungen der beruflichen Erwachsenenbildung auf. Für die Kohleindustrie wurden 1945 76 % An- und Ungelernte, 21 % Facharbeiter und Meister und nur 3 % Beschäftigte mit Fach- und Hochschulabschluss ausgewiesen. Bereits 1946/47 gab es erste Betriebsvolkshochschulen in den Werken des späteren BBK Lauchhammer – damit kam es zu einer zielgerichteten, institutionalisierten Erwachsenenbildung.

Diese Einrichtungen wurden 1950/51 den Werksleitungen unterstellt. In der Großkokerei Lauchhammer, die weltweit erstmals nach dem von Rammler-Bilkenroth entwickelten Verfahren Braunkohlenhochtemperaturkoks herstellte, wurde 1953 eine Technische Betriebschule mit Lehrgängen für Ofenmaschinisten, Messbühnen- und Teervorlagewärter, Koksabzieher, Laboranten, etc. eingerichtet. Die technische Betriebschule des Kombinats Lauchhammer nahm nach 1958 diese Vorgaben auf und erhielt 1960 die Aufgabe, eine neue institutionelle Form beruflicher Erwachsenenbildung für die Kohleindustrie zu erproben. Die Bildung einer Betriebsakademie (BAK), angesiedelt auf der Managementebene des Kombinats unter Leitung eines Direktors für Pädagogik, war das Ergebnis und zugleich die Voraussetzung einer

Abb. 1: Tagebau im Senftenberger Kohlenrevier, Postkarte, undatiert





grund. Damit sollte Hoyerswerda zweite sozialistische Stadt der DDR und Abbild der neuen Gesellschaft werden. Zugleich sollte der Aufbau der Stadt wie des KSP mit der ethnischen Förderung der Sorben verbunden werden. Dieses Projekt entsprach zwar dem Verständnis einer zweisprachigen Lausitz, allerdings wurde es nicht realisiert. Die beschleunigte Industrialisierung der Lausitz durch die Erschließung weiterer Braunkohletagebaue, die Errichtung von Brikettfabriken und Kraftwerken bewirkte noch bis 1989 einen Zustrom von Arbeitskräften in das ethnisch gemischte Gebiet. Dennoch konnte sich eine Reihe sorbischer Merkmale erhalten.

Michael Farrenkopf, Bochum, referierte über „Arbeitnehmer des Braunkohlenbergbaus in der Bundesrepublik Deutschland – Zur Problematik einer ungeschriebenen Geschichte“. Sein Beitrag, verstanden als Diskussionsgrundlage, verwies auf das generelle Desiderat einer Arbeitergeschichte des Braunkohlenbergbaus nach 1945. Dieses Defizit stehe im Einklang mit der rückläufigen Bedeutung der westdeutschen Arbeitergeschichte, die allenfalls bis zu Beginn der 1990er-Jahre unter politischen Entwicklungsgesichtspunkten wahrgenommen worden sei. Vertretern einer älteren, strukturell verankerten Sozialgeschichte stehe heute eine eher kulturalistisch argumentierende neue Historikergeneration konfrontativ gegenüber. Unbestritten sei, dass die Arbeiterklasse nach 1945 viel von ihrer vormaligen Klassenspezifität eingebüßt habe. Eine weiter reichende Methodendiskussion sei allerdings obsolet, da es an empirischen Grundlagen fehle. Insofern gehe es zunächst einmal um identifizierbare Ansätze und Fragestellungen innerhalb der Thematik.

In der Tarifpolitik im Braunkohlenbergbau wurde während der 1950er-Jahre in mehreren westdeutschen Revieren als gesondertes System der Lohn- und Gehaltsfindung der Prozess der „Analytischen Arbeitsbewertung“ eingeführt, der sich an den spezifischen Anforderungen des Tagebaus orientierte und damit von anderen Tarifbereichen erheblich abwich. Dazu gehörte die kaum schlechtere Entlohnung für ungelernete Arbeiter im Vergleich zu gelernten Arbeitern an minder bewerteten Arbeitsplätzen – ein Beitrag zur Herausbildung einer heterogenen Belegschaftsstruktur im Braunkohlenbergbau. Insofern stelle sich die überaus grundlegende Frage nach den erheblich differenzierten Arbeitsprofilen und dem Berufsbild der „Braunkohlenbergarbeiter“, wozu Erdbaugeräteführer, Vulkanisierer, Kranfahrer, Maschinisten und Lokführer ebenso gehörten wie Materialausgeber und Verwieger. Das war zumindest eine Konsequenz des außergewöhnlich

hohen Mechanisierungsgrades im Braunkohlentagebau, verglichen mit dem der Steinkohle. Berücksichtige man aber darüber hinaus, dass sich z. B. bei den Rheinischen Braunkohlewerten bereits 1960 die Gesamtbelegschaft zu je fast einem Drittel auf die Tagebaue, die Brikettfabriken und auf die Instandhaltung und Verwaltung verteilte, fehlte umso mehr eine übergreifende Identifikation mit dem Arbeitsplatz. Andererseits gab es Belegschaftsrekrutierung vorwiegend aus dem agrarischen Umfeld bei mehrfacher Generationsfolge und Bergarbeiterwohnungsbaue, was wiederum zu sozialer Stabilität im inner- wie außerbetrieblichen Raum bei sehr geringer Belegschaftsfluktuation führte. Der Höchststand der Belegschaft – 1959 mit fast 39 000 Beschäftigten erreicht – schrumpfte bis Ende der 1970er-Jahre auf annähernd die Hälfte und konnte während der 1980er-Jahre relativ konstant gehalten werden. Gleichwohl werde eine Arbeitergeschichte der Bundesrepublik den Faktor einer tendenziell steigenden Arbeitslosigkeit nicht außer Acht lassen können.

Drei Beiträge zur Kulturgeschichte des Braunkohlenbergbaus rundeten das Kolloquium ab. Petra Landsberg, Dresden, referierte anschaulich-vergleichend über Bergarbeit in der Braunkohle als Thema der Bildenden Kunst am Beispiel des Meissner Porzellans. Dem Bergbau im künstlerisch vollkommenen Schaffen Johann Joachim Kaendlers von 1719 (Zweiergruppe von Bergleuten in der Tradition des Tafelaufsatzes) und 1752 (Bergschreiber mit Karrenläufer) stellte sie Beispiele aus der DDR-Zeit gegenüber: Fritz Cremers Porträtplastik des Bergmanns Adolf Hennecke von 1952 oder Wandschalen mit Braunkohlenbergbau-Motiven von 1938 und 1954. Bei stetiger technologischer Verbesserung und Automatisierung des Arbeitsprozesses – so die Schlussfolgerung der Referentin – sei die Kunst nicht mehr zu einer qualitativ hochrangigen Darstellung arbeitender Menschen in der Lage.

Hans Czihak, Berlin, stellte eine Sammlung von Briefmarken zum Thema Braunkohlenbergbau vor, die er geordnet nach Ländern und Motiven erläuterte. Schließlich trug Heinz L. Hojnczyk, Kerpen, eine sozialpolitische Betrachtung zum Bergmannsgruß vor. Anhand von Beispielen wurden einzelne Regionen analysiert sowie die unterschiedliche Verbreitung des „Glück auf!“ in signifikanten Bergbausparten beleuchtet. Zudem setzte sich der Referent mit der täglichen, nichtbergmännischen Anwendung dieses Grußes, z. B. in der „Glück auf-Kollektion“ der Textilbranche oder dessen Verwendung als politischem Gruß („Glück Auf und Heil Hitler“) auseinander. Traditionsvereine sind bemüht, diesen Bedeutungsverlust der bergmännischen

Grüßformel, die unbestritten aus dem Erzgebirge stammt, auszugleichen.

Fazit: Der Stand der Geschichtsschreibung über die Beschäftigten im gesamtdeutschen Braunkohlenbergbau zwischen 1945 und 2000 ist defizitär, wenn auch durch die Vorträge eine Reihe von Hinweisen gegeben und Ausführungen gemacht wurden, die sich mit den Arbeitnehmern dieser Branche differenziert auseinandersetzen. Besonders die Fachleute der Arbeiterhistoriographie um Klaus Tenfelde betonten, dass die Arbeitergeschichte nicht mehr aus der Perspektive einer mentalen Zugehörigkeit zur veränderten Arbeiterbewegung zu schreiben ist. Aus Sicht der jüngeren Historikergeneration wurde schon mit Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert das für die ältere Sozialgeschichte grundlegende Erklärungsmuster von der Klassenlage als Voraussetzung für entsprechendes Bewusstsein und kollektives Handeln kritisch betrachtet. Insofern – so Eberhard Wächtler – gelte es noch eine weite Strecke zu durchschreiten, um den Wandlungsprozess des wissenschaftlich-technischen Fortschritts mit seinen wirtschaftlichen, sozialen und demographischen Auswirkungen auf den Bergarbeiter angemessen darzustellen. Das nächste Braunkohlen-Kolloquium in Borken wird sich mit den Bergleuten und ihrer Tradition beschäftigen.

*Dr. Hans-Joachim Kraschewski, Marburg*

## **Weitere Entwicklung des Weltkulturerbes Rammelsberg – Workshop in Goslar**

Die Metropolregion Ruhr ist nach Paris und London der drittgrößte Verdichtungsraum Europas und noch vor Berlin das größte Wirtschaftszentrum Deutschlands. Diese Metropole zählt 5,4 Mio. Einwohner – anderthalbmal soviel wie Berlin. Hier gibt es Dutzende von Universitäten und Forschungseinrichtungen und die größte Ansammlung von Studenten. Doch eine geformte Großstadt ist das Ruhrgebiet nicht. Das ehemalige Zentrum von Kohle und Stahl wird von Regierungsbezirken zerschnitten und eingebunden in größere Städte wie Dortmund, Bochum, Essen und Duisburg. Diese befehlen sich durchaus, wenn es um Investitionen und Arbeitsplätze geht. Das ist der Grund, weshalb die „Ruhr-Metropole“ wirtschaftlich und politisch keine geschlossene Einheit bildet. Alles spricht dafür, dass die Region in erheblichem Maße profitierte, wenn es gelänge, zusammenzurücken, um das partikulare Erbe zu überwinden. Tatsächlich aber muss die Metropolregion



Abb. 1: Bergwerk Rammelsberg, ca. 1970er-Jahre

Ruhr als Schwergewicht angesehen werden, die selbstbewusst im Wettbewerb der Städte und Regionen um die besten Ideen und Konzepte auftreten kann. An Selbstbewusstsein scheint es angesichts symbolkräftiger alter Industriedenkmale als neuer Versammlungs- und Kulturstätten nicht zu mangeln. So gilt die Zeche Zollverein in Essen – ihrerseits Weltkulturerbe – als eine Kathedrale, die durchaus mit dem Kölner Dom konkurrieren kann.

Aber auch der Harz hat mit dem Erzbergwerk Rammelsberg eine Ikone, da kein anderes europäisches Bergwerk einen qualitativ und quantitativ vergleichbaren Bestand an Bergbaudenkmalen besitzt. Insofern war es konsequent, dass die UNESCO das Bergwerk mit zugehöriger Altstadt Goslar und der sie umgebenden Landschaft 1992 in die Liste des Kulturerbes der Menschheit aufnahm. Doch im Vergleich zum ökonomischen Potential der Metropolregion Ruhr ist der Harz primär eine weit mehr als 1000 Jahre alte Kulturlandschaft, nämlich Resultat zivilisatorischer und kultureller Aktionen. In ihrer Summe ist diese Landschaft ein

geographisches Ensemble und materielles Gedächtnis der Natur und Kultur, ständig Veränderungen und raschem Wandel unterworfen. Es ist keine geschlossene Wirtschaftseinheit, sondern für Touristen und Gäste Erlebnisraum und Landschaft, die ganzheitlich mit allen Sinnen unter und über Tage erfahren werden können. Zugleich ist der Harz mit seinem montanhistorischen Erbe eine europäische Modell-Landschaft, reich an geologischen Aufschlüssen, Wasserläufen, Teich- und Grabensystemen und Hügeln, den Abraumhalden seiner ehemaligen Erzlagerstätten. Und zu dieser Landschaft gehören nicht nur Goslar mit dem Rammelsberg, sondern ebenso der westliche Oberharz sowie das sächsisch-anhaltinische und das Mansfelder Kupferschiefer-Revier.

Christoph Bartels (Bochum) analysierte in seinem Eröffnungsvortrag des Workshops zur weiteren Entwicklung des Weltkulturerbes Rammelsberg im Rahmen der Kulturlandschaft Harz, der am 21. und 22. Juni 2006 in Goslar stattfand, die Kontinuitätslinien und partikularen Verwerfungen dieser Landschaft in

der ganzen Breite ihrer Geschichte und zeigte Bruchlinien auf, die vom Harz als einheitlicher Königslandschaft (seit der Karolingerzeit) über deren Zergliederung durch fürstlich-regionale Interessen (Barbarossa - Heinrich der Löwe) und nachfolgender Restitution der Einheit in der industriellen Phase (unter Beibehaltung veralteter Betriebsstrukturen) bis zur föderalen Gegenwart reichten. Einheit führte stets zu wirtschaftlichem Aufschwung und Reichtum. Nur durch Kooperation und enge Verzahnung aller kulturellen Einrichtungen sowie öffentlicher und privater Beteiligung kann diese Landschaft – so sein Fazit – heute ökonomisch bestehen.

Damit war ein Grundmuster vorgegeben, das die Tagung durchlaufen sollte, um am Beispiel des UNESCO-Kulturerbes Rammelsberg exemplarisch zu prüfen, welche Konzepte für die Zukunft tragfähig sind, welche Formen dem Erhalt und der Vermittlung des Denkmals und seiner musealen Sammlung dienen und wie Forschung am und zum Museum betrieben werden können. Es gelte, so Susanne Abel

(Leitung Rammelsberg), mit neuen Ideen einen Aufbruch in die Zukunft zu unternehmen, um das Erzbergwerk in seinem historischen Bestand angesichts knapper finanzieller Mittel zu erhalten. Breite Unterstützung fand diese Forderung durch Wilhelm Lucka (mit Verweis auf den Bildungsauftrag des Museums) und Christiane Segers-Glocke (Forschungsorientierte Denkmalpflege), die beide Verantwortung in der Landeshauptstadt Hannover tragen.

Eine Reihe von ausgewiesenen Spezialisten aus der Historischen Kommission für Niedersachsen/Projektgruppe Harz, aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum, dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege und vom Weltkulturerbe Rammelsberg selbst setzte sich mit diesen Fragen in Vorträgen und Arbeitsgruppen auseinander.

Einen zeitgeschichtlichen Rückblick seit 1984 legte Hans-Günter Peters (Hannover) vor mit dem Ziel, den Rammelsberg, das „wertvollste Museum Niedersachsens“, als Begegnungsstätte des Bergbaus und als ein Zentrum der Freizeitgestaltung über die Gegenwart hinaus zu sichern. Kompliziert seien nach wie vor die Eigentumsverhältnisse und Strukturen am Rammelsberg, da die TUI/PREUSSAG immer noch Besitztitel verwalte und die Stadt Goslar andererseits mit Kosten- und Finanzierungsplänen in das Projekt involviert sei.

Rainer Slotta (Bochum) betrachtete das Bergbaumuseum Rammelsberg im Kontext anderer Industrie- und Bergbaumuseen. Zur Typisierung eines Bergbaumuseums gehöre als entscheidendes Kriterium die Voraussetzung, dass sich die betreffende museale Einrichtung ausschließlich mit dem Thema „Bergbau“ bzw. „Montanwesen“ befasse. Ein weiteres Kriterium könne das der Baulichkeit sein. Hinzu komme, dass die ursprünglichen Bergwerksanlagen auch zu musealen Zwecken umgenutzt würden. Das Rammelsberger Bergbaumuseum sei ein Beispiel für diesen Typus, da es sich in und auf originalen Bergwerksanlagen befände. Besucherbergwerke besitzen gegenüber Museen den Vorteil, dass sie die Arbeitswelt des Bergmanns in originärer Umgebung dokumentieren können, was aber mit einem erheblichen Kostenaufwand zur Unterhaltung der historischen Grubenräume verbunden ist. Für das Rammelsberger Bergbaumuseum bestünden beste Voraussetzungen, ein international angesehenes Bergbaumuseum zu werden, es fehlten aber bislang sowohl eine ausreichende innere Struktur als auch eine ausreichende finanzielle und personelle Ausstattung. Nur wenn diese Voraussetzungen verändert werden, wird das Museum sich

entwickeln können, dann werden auch die Sammlungen erweitert und die Forschungstätigkeit vergrößert.

Diese Binnenstruktur muss von den Trägern und Zuwendungsgebern des Rammelsberger Bergbaumuseums zunächst und vor allem gefördert werden, erst dann werden sich auch wieder höhere Besucherzahlen einstellen. Dieses Museum, so Slotta, habe einen internationalen Anspruch, den es noch nicht erfüllen kann. Es wird diesen Anspruch bestätigen und einlösen können, wenn die „Museums-Seite“ mit den Präsentationen der Ausstellungen, mit der Forschung und der wissenschaftlichen Außenwirkung nachhaltig gestärkt wird. Bislang genügt die „Museums-Seite“ allenfalls regionalen Ansprüchen.

Mit Beginn der 1980er-Jahre begann das heutige niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege sich verstärkt mit dem Thema Industriedenkmalpflege auseinander zu setzen. Schließlich führte eine amtsinterne Neuorganisation dieser Behörde zur Schaffung einer eigenen Stelle für einen Industriedenkmalpfleger, die seit 1993 besteht und von Wolfgang Neß (Hannover) wahrgenommen wird. Dessen fachliche Stellungnahmen und gutachterliche Begleitung von Baumaßnahmen erstrecken sich auch auf die Montanarchäologie und damit auf den Rammelsberg. Die „Bergbaulandschaft“ des Rammelsbergs reicht von den mit-

telalterlichen Stollenanlagen und Wegespuren über frühe bauliche Anlagen wie dem Maltermeisterurm aus dem 15. Jahrhundert, den Bauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wie die Tagesförderstrecke, dem Roeder-Stollen oder die elektrische Zentrale bis hin zu den dominierenden Übertage-Anlagen der Erzaufbereitung von 1935, gestaltet von den bedeutenden Zechenarchitekten Fritz Schupp und Martin Kremmer. Das die Anlage überragende Fördergerüst von 1937 ist in diesem Ensemble als eines der jüngeren wichtigen Bestandteile des Denkmals zu nennen.

Wie bei allen Objekten gilt auch hier die denkmalpflegerische Leitlinie der Erhaltung durch Pflege und Reparatur in einer der Bedeutung des Denkmals angemessenen Weise. Die bisher durchgeführten Maßnahmen entsprechen diesem Modus. Zudem, so Neß, sollte das „Zwei-Schichten-Konzept“ beibehalten werden, d. h. die originalen Bauten und Anlagen im ursprünglichen Zustand zu konservieren und neu hinzugefügte Teile oder Bauten in einer bewusst modernen Architektursprache daneben zu setzen. Wenn auch die denkmalrechtliche Zuständigkeit für den Rammelsberg nicht mehr beim Landesamt, sondern bei der Stadt Goslar als Untere Denkmalschutzbehörde liege, sei es unverzichtbar, das Landesamt mit seinen vielfältigen Kenntnissen, die sich auch auf die Restaurierungsabteilung erstreckten, in anstehende Maßnahmen einzubinden.

Abb. 2: Bergwerk Rammelsberg und Stadt Goslar, 1995



Grabungsbefunde und -funde in Düna (1981-1985) und am Johanneser Kurhaus bei Clausthal-Zellerfeld (1989-1991) zeigen nachdrücklich die archäologische Bedeutung des Harzes, so dass Folgeforschungen (bis 1999: „Der Harz als frühe Industrielandschaft“) nicht ausblieben. Somit konnten Teile der frühen, mittelalterlichen Geschichte des Harzes neu geschrieben werden – ein bemerkenswertes Ergebnis, das Lothar Klappauf (Goslar) mit Kollegen in diesem Jahr in einem opulenten Werk am Beispiel der Rammelsberger Hüttengeschichte vorlegen kann. Klappauf zeigte in einem Überblick anhand instruktiver Beispiele die enge Verzahnung von Landschaft und Erztransport zu den Hütten, belegte die ständige Verbesserung und Steigerung der Schmelzprozesse und die systematische Prospektion von Hüttenplätzen, deren identifizierbare Zahl inzwischen bei über 1000 liegt (zuvor waren nur etwa 200 bekannt). Einige herausragende Funde wurden zur EXPO 2000 in die Dauerausstellung am Rammelsberg integriert und sind die wenigen wirklich alten Originale in dieser Ausstellung. Auch die Grabungen zum frühen Harzer Eisen am Iberg brachten überraschende Ergebnisse, z. B. die Datierung des dortigen Berg- und Hüttenwesens bereits in das ausgehende 6./7. Jahrhundert. Das mache das historische Potential deutlich, das es noch freizulegen gilt, abgesehen davon, dass im Harz bisher noch keine reguläre archäologische Untersuchung unter Tage stattgefunden hat. Der Rammelsberg kann aus der Sicht der Montanarchäologie nicht isoliert gesehen werden, mit dem Ober- und dem Ostharz bildet er eine Montanlandschaft, deren Zentrum zumindest seit dem 11. Jahrhundert verstärkt in Goslar zu suchen ist.

Die Ergebnisse der einzelnen Arbeitsgruppen belegten im Detail die aufgezeigten Stärken und Schwächen im konzeptionellen Bereich, wobei besonders herausgestellt wurde, dass die Tagebau-Anlagen eine hohe Aussagekraft besitzen, so dass diesem Museum insgesamt zumindest eine Anleiterrolle gegenüber den fast 20 Harzer Bergbau-Museen zugewiesen werden könne. Besonders betont wurde die Notwendigkeit, das Hüttenwesen fachgerecht zu dokumentieren, auch die Flotation als physikalische Trennung unterschiedlicher Erzqualitäten (Schwimm- und Schlammflotation) sollte anhand kleiner Versuchszellen demonstriert werden. Durch Zusatzangebote (regenerative Energien, die Rohstoffe Blei und Zink) und Sonderausstellungen (die Arbeit der Schmelzhütte einschließlich der Zinkhütte Harlingerode) und die Präsentation von Diplom-Arbeiten ehemaliger Berg- und Hüttenleute könne eine größere Akzeptanz des Museums erreicht werden.

Die Sammlungen seien unter Bewertungsgesichtspunkten kritisch zu betrachten, deren Inventarisierung sei Kernaufgabe und Voraussetzung für die Pflege der musealen Objekte (Michael Farrenkopf, Bochum), um zugleich den Bildungsauftrag des Museums zu gewährleisten und die Lagerstätten-Belegsammlung angemessen darzustellen. Das gilt auch für die Anlagen über Tage, in denen die gesamte maschinelle Ausstattung mit sämtlichen Fördermaschinen, den wichtigsten Grubenfahrzeugen und den Aufbereitungsmaschinen erhalten geblieben ist. Zu den langfristigen Perspektiven der Museumsarbeit gehöre es, Objekt-Informationen auch für Externe im Internet zugänglich zu machen (Kustos Hans-Georg Dettmer). Zu einer außenwirksamen Darstellung des historischen Bergbaus gehöre die Vermittlung des Feuerzähler Gewölbes (von 1250) sowie die Erschließung der Tagesförderstrecke mit Hängeseilzug/Schrägaufzug (Wolfgang Neß) – auch wenn denkmalconträre Mittel eingesetzt würden. Forschung kann derzeit am Rammelsberg nicht stattfinden, da zu wenig personelle Kapazitäten vorhanden sind. Diese müssen bereitgestellt werden, um zumindest angewandte Forschung leisten zu können, auch wenn keine Hand- oder Arbeitsbibliothek oder ein Archiv zur Verfügung stehen. Hier bedarf es der nachhaltigen Unterstützung von außen.

Susanne Abel fasste aus Sicht der Leiterin des Bergbaumuseums Rammelsberg die wichtigsten Aufgaben und Desiderata zusammen und stellte den inhaltlichen Anspruch und die Zielrichtung der Arbeit heraus: Die Geschichte der Arbeit im Bergbau und der Bergbau selbst mit seinen kulturellen und sozialen Aspekten müssen für Menschen der Gegenwart fassbar gemacht werden. Als Vermittlungsmethoden sollten Modalitäten gewählt werden, die alle Sinne ansprechen. Zum Erhalt des Denkmals gäbe es keine Alternativen.

Insofern stellte sie einen Arbeits- und Themenkatalog für den aktuellen Zeitraum zusammen:

- Reparatur an Ausstellungselementen
- Fertigstellung fragmentarischer Teilbereiche
- Ergänzung von Vorhandenem
- Erweiterung der Ausstellung unter Tage (moderner Bergbau)
- Wiederherstellung des Rundgangs durch die Aufbereitung.

Darüber hinaus sollen die Kraftzentrale sowie die Bergbau- und Versatztechnik informativ ergänzt werden und ein montanhistorischer Routenwanderweg (seinerzeit von Reinhard Roseneck bereits initiiert) erweitert und durch Führungen ergänzt werden. Insgesamt ist der Rammelsberg – in Kooperation mit den vorhandenen Partnern,



Abb. 3: Maltermeisterturm, undatiert

zu denen auch Architekten zählen – zu einem wissenschaftlichen Kompetenzzentrum auszubauen, um konkurrierende Gruppen zu integrieren und Ressourcen zu bündeln.

Fazit: Für die Harz-Region ist die Erarbeitung eines Kooperationsrahmens unverzichtbar, wenn die montanistische Kulturlandschaft – bis hin zum Mansfelder Kupferschiefer – mit ihren jahrhundertelangen Kontinuitätslinien als beeindruckendes Gesamtbild publiziert, realisiert und auch vermarktet werden soll. Notwendig ist die politische Zusammenarbeit über Ländergrenzen hinweg, vertreten durch einen wissenschaftlichen Beirat des Museums, der Aktivitäten/Projekte initiiert, Netzwerke pflegt und Verbindungen zu weiteren Einrichtungen schafft sowie gute Organisationsstrukturen erhält. Dazu gehört auch die intensive Verknüpfung mit der Stadtgeschichte Goslars und der Geschichte des Zisterzienser-Ordens im Harz (Kloster-Museum Walkenried). Ein Entwicklungskonzept für die nächsten fünf bis zehn Jahre muss tragfähig sein, um die durch Unterfinanzierung und partikuläre Interessengegensätze gekennzeichnete, gegenwärtige Situation zu überwinden. Im Zeitraum von zwei bis drei Jahren soll erneut ein Workshop veranstaltet werden, um die derzeitigen Ergebnisse auf ihre Wirksamkeit zu evaluieren.

Dr. Hans-Joachim Kraschewski, Marburg